

# Mit den Flügeln der Zeit

Von Evilsmile

## Der Trotz der Kraniche

*Peinlich.* Das ist das allererste Stichwort, das in meinem Kopf auftaucht, als ich die Augen öffne und im Halbdunkeln sein Profil ausmache. Nicht er ist peinlich, sondern ich.

Auf der anderen Seite des Doppelbettes liegt er auf dem Rücken und hat die Daunendecke bis unter die Nase hochgezogen. Er schläft noch und seinen Namen weiß ich nicht. Vom Alter her könnte er mein Vater sein.

Ich höre ihn ruhig und gleichmäßig atmen. Hier ist es so still, dass man jemanden atmen hört. Noch nicht mal eine Uhr tickt. Wenn ich da an mein WG-Zimmer in der Innenstadt denke...

Ist diese Helligkeit nicht etwas ungewöhnlich für einen Wintermorgen? Ich strecke mich aus der Fötusstellung heraus und stehe auf, laufe barfuß über das Parkett, das unter meinen Füßen knarrt, bis zum Schlafzimmerfenster und reiße die Vorhänge zur Seite.

Schnee! Auf den Ästen der Tannen, auf den Dächern der Nachbarshäuser, dem Gehweg, der Straße, und meinem schwarzen Kombi, den ich gestern dort geparkt habe. Alles großzügig mit Schnee bedeckt, wie die Eiweißschicht auf Zimtsternen. Auch auf der Spitze des Kirchturms, der sich erst auf den zweiten Blick von dem weiß-grauen Nichts des Himmels abhebt. Gestern Abend hatte es in mickrigen Flöckchen angefangen. Aber wer hätte gedacht, dass wir im Februar mit Tonnen von Schnee zugeschüttet werden würden?

Die Scheiben sind von der Kälte beschlagen, beinahe bis zur Mitte. Mit der Fingerspitze könnte ich jetzt meine Initialen hinein schreiben und mich über das Quietschgeräusch lustig machen. Aber Reviermarkierung finde ich heute nicht angebracht.

Ich verspüre den Drang zu duschen, wie immer wenn ich in fremden Betten übernachtet habe und schnappe meinen *Survivalcase*. So nenne ich die kleine Tasche, in der ich das Allernötigste aufbewahre; Zahnbürste, Rasierer und sonstigen Kram, der niemanden etwas angeht; weil das cooler und männlicher klingt als *Kulturbeutel*.

Das Bad finde ich ziemlich schnell in diesem verschwenderisch großen Haus, dank des grünen OPEN-Schildes an der Türklinke.

Wenn er ein Schild an der Tür seines apricotfarbenen gefliesten Badezimmers hat, wird er öfter Besuch bekommen. Ein männerverschleißender Genießer. Auf einem der Waschbecken liegt sogar ein frisches, zusammengefaltetes Handtuch mit einem Waschlappen drauf, für Gäste. Ich korrigiere mich: Ein männerverschleißender

Genießer mit Optimismus.

Bei einem Winkel von etwa dreißig Grad quietscht die Tür und weigert sich, ins Schloss zu fallen. Wahrscheinlich ist die Klinke eingerostet, deswegen bleibt jetzt ein spaghettibreiter Spalt übrig. Und der arme Schlüssel darf nur noch als Dekoration dienen.

Ich sehe eine große Badewanne, aber ich bin nicht fürs baden, also tapse ich zur Dusche, die direkt daneben einladend auf mich wartet.

Hinter mir ziehe ich die Milchglastür zu. Eine Schiebetür! Kein billiger Duschvorhang, bei dem man Riesenpfützen und das obligatorische Gemecker der Mitbewohnerin nie vermeiden kann.

Bevor ich mich beregnen lasse, drehe ich den Hahn nach ganz rechts, werfe den Kopf in den Nacken.

Eiskalt, belebend. Jede einzelne Pore erwacht. Das Herz will fortrennen – der perfekte Start in den Tag! Ich schließe die Augen, spüre ich die Gänsehaut überall und meine Gedanken kreisen.

Ja, ich hätte früher losfahren sollen, viel früher. Dann wäre ich nicht in den Stau gekommen und noch am gleichen Abend bei Alexander angekommen, den ich ein halbes Jahr nicht gesehen habe und der jetzt schon verheiratet ist – mit dreiundzwanzig!

Hätte mich nicht halb kaputt vor Müdigkeit von meinem Navi zum nächsten Cruising-Parkplatz lotsen lassen müssen. Tja, Geld für ein Hotelzimmer hatte ich nicht wirklich übrig, daher hatte ich auf ein bisschen Glück gehofft, das mir Spaß und einen kostenlosen Schlafplatz verschaffen würde – schließlich sehe ich nicht aus wie der Glöckner von Notre Dame. Und die Rechnung war aufgegangen, als er sich zur heruntergelassenen Fensterscheibe beugte und fragte, ob wir nicht zu ihm heimfahren könnten, er stehe nicht auf schnelle Nummern und böte mir ein gemütliches großes Bett. Als hätte er es mir vom Gesicht abgelesen.

Zwanzig Minuten später bin ich fertig im Bad mit allem, und will einfach nur noch weg, vorher natürlich noch in meine Klamotten schlüpfen. Bah, hängt da ein Mief in diesem Schlafzimmer.

Mein Gastgeber ist bereits aufgestanden, steht am Fenster, die Arme in die Hüften gestemmt und in sehr sportliche Shorts gehüllt.

„...keine Lust...“, höre ich ihn durch die Zähne sagen und verstehe deswegen nur die Hälfte.

„Es tut mir leid. Das gestern ist mir noch nie passiert“, sage ich aufrichtig, kauere wie aus dem Ei gepellt im Türrahmen, das Handtuch um die Hüften gewickelt.

Er dreht sich zu mir um, erschrocken, fast als hätte er vergessen, dass er nicht alleine ist. Scheinbar ist er weder von der Quietschtür oder der Klospülung aufgewacht noch vom Prasseln der Dusche, sondern eher vom gleißenden Weiß des Schnees draußen.

Ein visueller Typ?

Noch nicht mal ein ‚Morgen‘ oder ‚Gut geschlafen?‘ verlässt seine Lippen. Er muss wegen gestern sauer sein. Verübeln kann ich es ihm nicht, schließlich ist seine Rechnung nicht aufgegangen.

„Dich meine ich nicht!“ In Storchenmanier schreitet er mit seinen langen Beinen zu seinem Eichenschrank. „Hast du schon raus gesehen?“

„Ja“, erwidere ich darauf, erleichtert, dass er mir anscheinend doch nicht böse ist. „Ist doch wundervoll, oder? Ich liebe es, mich im Schnee auszutoben.“

„Gut.“ Er wirft mir sein unwiderstehliches Lächeln zu, bevor sein Kopf in den schwarzen Rollkragenpullover abtaucht. Der Stoff fällt über seinen Bauch und liegt figurbetont an. Oben schält sich sein Kopf wieder heraus, die wirre Frisur zuerst.

„Dann hab ich die perfekte Idee. Zieh dich an!“

Das lasse ich mir nicht zweimal sagen! Super, dass er auch etwas für Schneeballschlachten übrig hat.

Von hier und dort lese ich meine Klamotten auf. Aus dem Augenwinkel bemerke ich, wie sein Blick von meinem Arschgeweih magnetisch angezogen wird. Gestern fuhr er mit der Fingerspitze über meine stilisierten Kranichflügel, so behutsam als hätte er befürchtet, die Tinte gehe davon ab. Eine der zärtlichsten Berührungen die ich je empfinden durfte.

Gesagt hat keiner von uns etwas. Das lag vielleicht das Problem. Wäre er nicht von der Sparte Schweigen ist Gold, dann wäre ich auch nicht weggedöst, sobald mein schwerer Kopf mit seiner Federkernmatratze in Berührung kam. Kein Sex, noch nicht mal im Traum. Dabei sieht er ganz und gar nicht schlecht aus: Markant und männlich, etwas größer als ich, mit Schultern zum Anlehnen. Mich ziehen nur Kerle an, die hetero wirken – was mich mal beinahe die Nase gekostet hätte.

„Wie heißt du eigentlich?“, will ich wissen und knöpfe mir die Jeans zu. Suchend schaue ich mich nach meinem Nietengürtel um. Schwarzes Leder mit silbernen Spikes drauf. An dem hänge ich sehr. Er ist mein absolutes Lieblingsaccessoire. Als er nicht antwortet, starte ich einen erneuten Versuch: „Ich heiße Stefan.“

Er nimmt meinen Gürtel vom Griff seines Laufbandes, keine Ahnung, wie er dort hingekommen ist, und reicht ihn zu mir herüber. „Was für ein Zufall! Ich heiße auch Stephan. Das hast du mir gestern gar nicht gesagt!“

„Ja, das hast du gar nicht gefragt, weil du es so eilig hattest. Wolltest bloß wissen, ob ich positiv bin“, antworte ich.

Und ich bin es. Genau wie er. Hat mich ganz schön überrascht, dass jemand so nonchalant danach fragt wie nach der Uhrzeit. Er nimmt prinzipiell keinen Negativen, hat er erklärt, und dann irgendetwas dazu schwadroniert. In meiner Müdigkeit habe ich es einfach mit gleichgültigem Brummen kommentiert, weil ich auf seine Gastfreundschaft angewiesen war.

„Und wie noch?“, erkundige ich mich.

„Carl-Stephan bin ich getauft worden, nach meinem Vater und Großvater...aber ich finde, das hört sich furchtbar an.“

„Finde ich auch, Stephan.“ Klingt das nicht schizophran, seinen eigenen Namen auszusprechen? Und überhaupt sieht er mir nicht wie ein Stephan aus.

„Ich gehe noch mal kurz ins Bad. Warte in der Diele auf mich.“ Schwarz in schwarz gekleidet, macht er einen Abflug, lautlos wie ein Schatten.

Ich kippe das Fenster, damit man die Luft wieder atmen kann und binde mir die Schuhe. Die Klospülung ist ja wirklich verdammt laut.

An der Kommode vor der Haustür lehne ich, in meine wetterfeste Jack-Wolfskin-Jacke und meinen knallgrünen Baumwollschal – der mehr Accessoire als Kälteschutz ist – gehüllt. An der ganzen Wand den Flur entlang sind Fotos aneinander gereiht. Ihre Gemeinsamkeit erschließt sich mir nicht, außer vielleicht, dass alle einheitlich in Schwarz-Weiß gehalten sind. Dieses eine da zieht mich richtig in seine bizarre

Traumwelt, der goldene Rahmen das Tor dazu. Keine Ahnung, wie lange ich mich schon in dieser Regenpfütze verliere, in der sich ein Kettenkarussell und Wolken spiegeln... Wahrscheinlich schon viel zu lang, denn auf einmal steht Stephan neben mir. Sein Aftershave bemerke ich viel eher als seinen interessierten Blick. Ich bin wohl vom olfaktorischen Typ. Jetzt hat er auch eine Brille auf – die habe ich gestern Nacht nicht an ihm gesehen.

„Das... das ist ein tolles Bild“, erkläre ich mein Gaffen und bemerke in letzter Sekunde noch sein schwaches Lächeln, welches dann hinter seinem schwarzen Schal verschwindet.

„Ich habe es auf dem Oktoberfest geschossen.“

„Du?“, frage ich nach, „du machst solche Hammerfotos? Sind die Anderen auch von dir?“

Stephan nickt nur unwesentlich, fast als wäre es ein Verbrechen, solch ein Talent zu besitzen. Er öffnet eine Tür in der Nische des Flurs und verschwindet halb darin. Bei näherem Betrachten wird mir klar, dass das wohl eine Art Abstellkammer ist.

„Bist du Photograph von Beruf?“, versuche ich aus ihm herauszukitzeln.

„Nein“, antwortet er einsilbig. Seine Stimme klingt dumpf in diesem kleinen Raum und ich höre etwas scheppern. Er taucht wieder auf, seine widerspenstigen dunkelblonden Haare zuerst, die an den Schläfen leicht ergrauen.

„Hier.“ Damit drückt er mir einen Kehrbesen in die Hand. Hölzerner Stil und harte rote Borsten. Er selbst behält eine große Schaufel aus Kunststoff.

„Zu zweit geht es viel schneller“, klärt er mich auf, als er wohl die Fragezeichen in meinem Gesicht bemerkt. „Als Hauseigentümer hab ich die Pflicht, den verdammten Schnee zu räumen. Ich hasse diesen Dreck!“

Schnee räumen. Er will ihn weghaben. Nicht darin herumtollen. Ich ziehe eine Schnute.

Aber er übersieht sie und geht voran; ich folge ihm raus in die Kälte. Beeindruckt bin ich nicht. Das sind noch nicht mal fünf Grad unter Null, da bin ich Schlimmeres gewohnt.

„Was ist mit Frühstück? Kaffee?“

Stephans Miene bleibt ausdruckslos. „Gibt es hinterher. Auch frische Brötchen und dazu alles, was du magst.“ Er hat ja Recht, dass er mich jetzt in die Pflicht nimmt, nachdem ich ihn gestern enttäuscht habe. Er wollte unverbindlichen Sex mit einem jungen Knackarsch. Stattdessen pennte der Junge vor dem Knacker ein und zeigte damit unverbindlich, was für ein Arsch er war. Hoffentlich hat er das nicht persönlich genommen.

Ich sehe ihm dabei zu, wie er seine Schaufel in den Schnee rammt, flucht, darauf eindrischt wie ein Specht in seinen Baumstamm. „Festgefroren! Scheißdreck!“

Die Nachbarn haben ihren Schnee bereits bezwungen. Ihre Gehwege sehen wie geleckt aus und ich kann mir gut vorstellen, dass hier ein emsiger Konkurrenzkampf à la Wer hat den saubersten? herrscht. Jetzt hocken sie sicher hinter ihren Spitzengardinen im Warmen – und ich schwöre, da hat sich gerade eben eine bewegt! - schauen uns mit grimmiger Genugtuung zu und fragen sich womöglich, wer der junge Bursch´ beim Stephan is´, und die Gerüchteküche brodelt. Wieder mal fühle ich mich darin bestätigt, ein Stadtmensch zu sein. War ich immer schon und würde ich mein Leben lang bleiben.

Wir teilen uns in entgegengesetzte Richtungen auf und entfernen uns rasch immer

weiter voneinander. Sein Grundstück ist an einer Straßenecke gelegen und der Gehweg verläuft die ganze Mauer am Garten entlang, über die Garage und ist dann irgendwann Gott sei Dank zu Ende.

Das Kratzen seiner Schaufel über den Bordstein verläuft synchron zu meinen Kehrgeräuschen, die vom Zwitschern der Spatzen und Hupen des Autos, das gerade die Straße einbiegt, begleitet werden. Mein Magen röhrst schon ungeduldig, aber ich streng mich trotzdem an. Je eher ich es hinter mir habe, desto eher kann ich essen. Manchmal treffen sich unsere Blicke. Dann muss ich wieder daran denken, wie er mein Tattoo berührt hat, dass ich fast zergangen bin. Das Letzte, an das ich mich erinnere, bevor ich eingeschlafen bin.

Plötzlich höre ich ein lautes Schnaufen und sehe sofort zu Carl-Stephan. Er krallt sich am Stiel seiner Schaufel fest, seine Stirn lehnt an seinem Handrücken. Selbst von hier erkenne ich, dass sein Gesicht dem Schnee gleicht.

„Was ist mit dir? Ist dir schwindlig?“

Er macht einen Schritt zurück und setzt sich auf die verschneite Mauer. Ich habe Angst, dass er jede Sekunde umfallen könnte.

„Geht gleich wieder“, ächzt er und sackt mit den Ellbogen auf die Knie. Die Wollhandschuhe zieht er sich aus und knetet seine Hände, so fest, dass die Knöchel weiß werden. Von seiner geröteten Nasenspitze hängt ein großer Tropfen herunter.

„Sind deine Finger taub?“

„Ein wenig.“

Da er keine Anstalten macht sich zu erheben, lasse ich mich neben ihm nieder und massiere seine Hände, die ganz kalt sind. Man muss den Gardinen-Gaffern schließlich was bieten, bevor sie wieder gelangweilt anderen Hobbys nachgehen.

„Dein Kreislauf rebelliert, weil du auf nüchternen Magen Schnee kehrst“, tadele ich ihn.

„Du hast ja Recht“, brummt er und entzieht sich meiner Hand. „Ich bin keine Zwanzig mehr. Auch keine Neununddreißig. Gestern habe ich geschwindelt, mich um zwei Jahre jünger gemacht. Danke, dass du mich daran erinnerst.“ Seine Atemluft kondensiert an den Brillengläsern und er nimmt sie ab. Jetzt sehe ich seine Augen das erste Mal bei Tageslicht, ganz aus der Nähe. Solche hellblauen wie Daniel Craig sie hat. Durch den reflektierenden Schnee um uns herum haben sich seine Pupillen auf die Größe eines Stecknadelkopfs zusammengezogen.

„Schlag auf Schlag erzählt uns unser Herz die Geschichte vom Sinn des Lebens, wir sollten zuhören, bevor es für immer schweigt.“ Ein heiseres Lachen folgt.

„Dein Galgenhumor in allen Ehren...“

„Das hat meine Tante mal zu mir gesagt. Die, die mir das Haus vererbt hat - das Gute am Tod. Ist sogar denkmalgeschützt.“

„Komm, lass das Kehren sein und ruhe dich aus“, schlage ich vor. Läuft doch sowieso kein Mensch vorbei. Ich kann noch nicht mal Fußstapfen erkennen außer unsere eigenen.

Er schüttelt den Kopf. „Was ich angefangen habe, mache ich zu Ende.“

„Hast du gestern Nacht auch nicht“, kontere ich.

„Eins zu Null für dich.“ Er seufzt. „Geh zum Bäcker, hol dort, was du magst. Einfach geradeaus und am Stoppschild links, dann bist du schon da. Ich gehe ins Haus und mach uns Kaffee.“

„Gute Idee!“ Ich springe auf, froh etwas beitragen zu dürfen, um meinen peinlichen Patzer von gestern wieder gut zu machen. Vielleicht würde die Stimmung dieses

Kauzes dadurch etwas Auftrieb bekommen.

„Da bist du ja schon“, begrüßt er mich, als habe er daran gezweifelt, dass ich jemals zurückkommen würde.

Mit der Tür, die er mir öffnet, strömt mir das Aroma von frisch gebrühtem Kaffee in die Nase, zusammen mit der einladenden Wärme hier im Haus, herrlich. Ich habe richtig Kohldampf!

Er nimmt mir die bunten Tüten aus der Hand, sodass ich meine Jacke ausziehen und aufhängen kann. Das allererste Foto, das mir hinter seinem Kopf aus diesem Blickwinkel ins Auge sticht, zeigt einen Hund. Einen faul in einer Hängematte dösenden Dalmatiner.

„Deiner?“, frage ich und nicke in Richtung des Bildes.

„Ja, er hieß Winnetou. Er fehlt mir sehr.“

Aha! Er steht also auf Western. Dafür kann ich mich nicht so wirklich begeistern. Nichtsdestotrotz folge ich ihm in sein gemütliches Wohn- und Esszimmer, wo der Duft seinen Ursprung hat. Im Kamin prasselt ein Feuer. Ein edler Perserteppich liegt auf dem Boden vor der Ledercouch.

Die Musik, die er aufgelegt hat! Ein Sänger, den ich nicht kenne, versetzt mich in die seltenen Sonntage, die ich mit Kakao bei meiner Oma auf dem Sofa verbrachte. Zusammen hatten wir uns Schwarz-Weiß-Schnulzen angesehen, die meistens von Mädchen auf dem Lande oder in den Bergen gehandelt haben, mit luftigen Baumwollkleidern und Hüten oder Sonnenschirmen. Inmitten der Kulisse von glitzernden Seen verliebten sie sich in anständige Männer mit Grübchen am Kinn und zuviel Pomade im Haar. Und wenn man mit dreizehn Jahren von letzteren träumt, dauert es nicht mehr lange, bis man sicher ist, schwul zu sein. Manchmal behaupte ich spaßeshalber, meine Oma hätte mich schwul gemacht.

Ich merke gar nicht, wie viel Zeit vergeht, während ich immer noch tatenlos dasitze, der samtigen Stimme lausche, die Lieder auf Englisch singt, und in Erinnerungen schwelge. Erinnerungen, die mir nicht als solche vorkommen, so sehr ziehen die gedehnten Wörter des Sängers mich mit.

„Du darfst dir ruhig was nehmen. Fühl dich wie Zuhause“, holt mich Stephans Stimme in die Gegenwart zurück.

Er hat den Tisch gedeckt wie ein Festtagsbüffet. Ein gekochtes Ei für jeden, die von gehäkelten Eiwärmern bedeckt sind. Die gemischten Körnerbrötchen und Nussecken, die ich geholt habe in einem Korb. Halbfettmargarine und auch Butter, weil er sich wohl unsicher war was ich mag. Orangensaft neben der Kaffeekanne. Müsli, Milch und Quark dahinter; Wiesenhonig, Frischkäse-Aufstrich, zwei verschiedene Marmeladensorten. Géramont, der fettarme, und gerollte Käsescheiben auf einem eigenen Teller. Räucherschinken, Salami und Aufschnittwurst auf einem anderen. Ich kann mich nicht entscheiden, womit ich anfangen soll!

„Wie Zuhause?“, gehe ich auf ihn ein und schnappe mir ein Sesambrötchen. „Wird schwierig. Hier ist es so gutbürgerlich. Ich sehe gar nichts aus dem schwedischen Möbelhaus.“

Sondern ein uraltes Emaillé-Service, blau mit weißem Rand, die Kaffeekanne gepunktet. Zusammen zum Haus hat er wohl auch noch Geschirr von seiner Tante geerbt. Da oben an der Wand hängt eine handgeschnitzte Kuckucksuhr! Nicht, dass es nicht einen gewissen Charme hätte. Urig, würde Oma sagen.

Der Kaffee ist mir zu stark und ich muss ihn mit viel Milch und Zucker abschwächen, während Stephan ihn schwarz trinkt ohne die Miene zu verziehen. Dabei schließt er genießerisch die Augen wie in der Werbung.

„Arabica“, schwärmt er. „Weniger Koffein und weniger Säure.“

Für mich ist Kaffee einfach nur die aufwändigere Alternative zu Energydrinks, die ich während der Lernphase exzessiv konsumierte. Manchmal bin ich erst Bett gefallen, als ich den Zeitungsjungen sah. Zum Glück schlägt Zucker und Fett nicht so leicht bei mir an.

Ich sehe Carl dabei zu, wie er den Honig auf sein Brötchen träufelt. Mehrkorn. Das was sie in der Bäckerei abends zusammen kehren, schütten sie ins Vogelhäuschen für die Piepmätze draußen, hatte die Verkäuferin ausgeplaudert.

Ich bin angenehm überrascht von Carl, denn ich hätte nicht gedacht, dass er auch bei Tageslicht so eine gute Figur macht. Dass er so großzügig ist und mir so ein gigantisches Frühstück bereitet – wo ich mir eigentlich nur einen billigen Schlafplatz ergaunern wollte.

„Ich wollte mich noch mal entschuldigen, dass ich gestern einfach eingeschlafen bin.“

„Muss es nicht“, antwortet er und winkt ab. „Weißt du, ich habe nach mehr gesucht als bloß jemanden zum Vögeln. Seit mein Hund gestorben ist, ist es so ruhig im Haus. So kalt im Bett. Aber dich anbetteln, dass du die Nacht über bleibst, hätte ich nicht gewagt. Dann bist du eingeschlafen und hast mir somit die Frage abgenommen.“

In der ersten Sekunde hebe ich skeptisch meine Augenbraue, muss dann aber schmunzeln. Wir haben uns wirklich gesucht und gefunden. Ob er das auch so sieht? Ob er mich die ganze Nacht festgehalten hat wie ein Ertrinkender an Irgendetwas? Ich weiß selbst nicht, wieso ich mir das wünsche. Die Sesamkörner auf meinem Teller picke ich mit der Rückseite der Gabel auf.

„Denkst du nicht darüber nach, dir einen neuen Hund zuzulegen?“

„Naja, wie soll ich sagen. Es braucht die Zeit der Trauer, selbst bei einem Haustier. Einen Hund ersetzt man nicht einfach wie eine kaputte Glühbirne.“

Ja. Da mag etwas dran sein. Aber gibt ein treuer Begleiter zum Kuschneln einem nicht viel mehr als ein One-Night-Stand, der zwar kurzfristig das Ego pusht, hinterher jedoch die Flatter macht und nie mehr von sich hören lässt?

Die Szene ist undankbar, aber das muss ich ihm nicht sagen. Gammelfleisch, wie man Leute in seinem Alter tituliert, wird dort im seltensten Fall fündig.

Ich schnappe mir jetzt ein Mohnbrötchen und schneide es auf.

„Eines interessiert mich“, beginnt Stephan und setzt seine Kaffeetasse ab. „Was verschlägt denn einen jungen Hanseaten in die mittelfränkische Provinz? Ich kann mir nicht vorstellen, dass es im Norden keine Gleichgesinnte gibt.“

Ob er das an meiner Aussprache festgemacht hat? Oder hat er sich mein Kennzeichen genauer angesehen? Ich streiche den Frischkäse so aufs Brötchen, dass die Schneideseite des Messers nach links zeigt, und beobachte die feinen Rillen, die es hinterlässt. Dann mache ich das schöne Muster kaputt, indem ich Johannisbeer-Marmelade drauf klatsche. Wie Blut im Schnee. Lecker.

„Ich bin sozusagen auf der Durchreise. Von Hamburg in den Bayrischen Wald – vertikal durch Deutschland sozusagen.“

„Was gibt es denn im Bayrischen Wald?“

„Den Großen Arber. Mit einem Kumpel will ich da Klettern gehen.“

„Klettern?“, fragt er nach. „Mitten im Winter? Das ist ja total verrückt!“

„Vielleicht, aber wir sind keine Anfänger mehr. Wir sind seit unserer Kindheit geklettert, immer höher hinaus. Hinten drin im Auto hab ich das komplette Equipment“, sage ich stolz.

„Aber schon gesichert, oder?“

„Natürlich, keine Frage! Es ist schön, eins mit der Natur zu sein, und auf den ganzen Luxus zu verzichten, den man als selbstverständlich betrachtet.“

„Und die Aussicht von da oben... diese Vogelperspektive“, fügt er an, und ich glaube bei meinen Worten sieht er im Geiste bereits ein gerahmtes Schwarz-Weiß-Foto in seinem Flur.

„Die ist einfach der Hammer! Ein gerechter Lohn für die Anstrengung, aber der Gipfel alleine ist nicht mein Ziel. Vielmehr, etwas zu tun, um nicht umsonst geboren worden zu sein. Ich glaube, deswegen hat Gott die Berge erschaffen.“

Er legt den Kopf schief und schaut abwesend, scheint über meine Worte nachzudenken. Zwischen Schneide- und Eckzahn pule ich mit der Zunge ein Mohnkörnchen heraus. Wieso hat man in der Zunge so viel mehr Feingefühl als in den Fingern? Sobald man einen Fremdkörper in den Mund nimmt, tut sich ein Etwas mit einer Oberfläche auf, die es im Detail zu erforschen gilt.

Jetzt schenke ich mir lieber Orangensaft ein. Eine weitere Tasse Kaffee muss ich nicht unbedingt haben.

Stephan zerschneidet die Nussecke mit dem Schokoguss genau in der Mitte.

„Und was machst du, wenn du nicht gerade Berge besteigst?“

„Dann studiere ich und arbeite nebenher“, antworte ich und bemerke dabei, wie verschämt er mit der anderen Hälfte flirtet, etwas widerwillig jedoch. Nicht, dass er der Versuchung erliegt und zu viele Kalorien aufnimmt. Ich nehme mir flugs die Nusseckenhälfte weg.

„Was studierst du denn? Vielleicht zufällig Französisch?“

„Wie kommst du auf Französisch?“ Ich runzele die Stirn. „Ich studiere Geowissenschaften.“

„Ach so. Nun, ich habe gestern wirklich gerätselt, was dein tätowierter Spruch wohl bedeuten könnte. Natürlich nur, wenn du mir das verraten willst“, fügt er hinzu, als wüsste er, was ich gerade denke.

Noch nie hat mich das jemand gefragt, deswegen überrumpelt es mich etwas. Aber wieso soll Stephan es nicht erfahren? Er wirkt nicht wie jemand, der sich darüber lustig macht.

„Es ist ein Zitat von Jean de la Fontaine.“ Ein Schriftsteller, dessen Fabeln wir im Leistungskurs durchgenommen hatten. Ein naturwissenschaftlich interessierter Mensch wie ich macht sich sonst nichts aus Sprachen, aber dieses hier hatte mich irgendwie berührt.

„*Sur les ailes du temps, la tristesse s'envole*“, spreche ich es aus. „Mit den Flügeln der Zeit fliegt die Traurigkeit davon.“

Ich sehe ihn ganz tief in seine Tasse blicken, als er Kaffee trinkt. Er nickt, als er sie wieder absetzt. „Ja, das klingt ganz schön. Hat er was mit deinen Adlerflügeln zu tun?“

„Das sind keine Adlerflügel, das sind Kranichflügel“, korrigiere ich ihn und mache mich damit bestimmt wieder zum Korinthenkacker. Das letzte Mal hatte jemand darauf erwidert, Adler oder Kranich, wäre doch eh das gleiche Federvieh!

„Volljährig und flügge, tun und lassen können, worauf ich Bock habe, endlich das Nest verlassen! Zum Achtzehnten habe ich mir die stechen lassen, anderthalb Jahre vor dem Spruch“, hole ich aus – er merkt mir sicher an, dass ich ablenken will. Aber ich kann und will jetzt noch nicht auf den Spruch zu sprechen kommen, weil mir beim

Gedanken daran schon der Brustkorb eng wird.

„Ah, Kraniche“, meint er dazu und nickt. „Sehr anmutige Vögel. Ich habe gehört, sie bleiben ihrem Partner lebenslang treu.“

Ich schlucke. Ironie des Schicksals, dass ich mich ausgerechnet für das Sinnbild des Glücks und der Langlebigkeit entschieden habe?

Stephan sieht mich über den Rand seiner Brille hinweg an, während er sich einen Quarkberg über sein Müsli häuft.

„Kraniche sind richtige Flugkünstler“, fahre ich fort und nenne ihm ein paar Zahlen. „Und diese strenge Formation, wenn sie im Schwarm fliegen“, schwärme ich. „Und hast du mal ihren Balztanz gesehen?“

Er schüttelt den Kopf.

„Es ist ungefähr vier, fünf Jahre her, da habe ich ein Praktikum im Vogelpark gemacht.“ Und während ich das ausspreche, überfluten mich die unvergesslichen Eindrücke aus diesen wenigen Wochen. Ich beginne von meiner Arbeit in diesem bunten, artenreichen Park zu erzählen. Von dem Kranichpärchen, zwei Männchen, die sich Eier aus einem anderen Nest geklaut hatten und ausbrüten wollten. Eine ‚Verirrung der Natur‘, hatte es der eine Pfleger bezeichnet und ihnen die Eier weggenommen. Was mich verärgerte! Hatte nicht Albert Einstein gesagt, die Natur mache keine Fehler? Wieso nimmt sich die Menschheit das Recht heraus, zu bestimmen was natürlich und unnatürlich ist? Gerade der Mensch, das Lebewesen, das wohl am schlimmsten wider die Natur handelt! Wieso schaut man auf Tiere herab, nur weil ihnen eine Kultur und Zivilisation fehlt? Wieso erkennen wir ihnen Träume, Gedanken und die Fähigkeit zur Liebe ab und reduzieren sie auf bloßen Instinkt?

Zwei Tage später fanden wir das Pärchen erneut brütend vor – dieses Mal hatten sie sich Steine gesucht, die Eiern ähnelten. Und ich zog vor dem Trotz der Kraniche meinen Hut.

„Wir waren damals auch in diesem Vogelpark, wirklich faszinierend, was es dort alles zu sehen gibt, Exoten, von denen ich noch nie gehört habe!“, erzählt Stephan. „Und ich habe ein Foto von einem Brautpfau gemacht.“

„Brautpfau?“

„Ein Albino. Sein Federkleid war weiß wie ein Brautkleid und deswegen haben wir ihn Brautpfau genannt.“ Stephan lacht. Und gibt dann ein Seufzen von sich, das sich etwas wehmütig anhört.

Ich würde gerne wissen, wen er mit „wir“ meint, doch ich traue mich nicht, das zu fragen.

„Mit den Flügeln der Zeit fliegt die Traurigkeit davon...“, murmelt Stephan mit dem Blick zur Tapete. „In diesem Spruch steckt viel Hoffnung...“

Deswegen habe ich ihn mir stechen lassen. Ich kämpfe gegen den Kloß in meiner Kehle an. Meine Finger krampfen sich zusammen und mein Buttermesser fällt auf den Boden. Wieso habe ich jetzt dieses Thema angerührt! In meinem Kopf ringen zwei Erinnerungen um die Oberhand; das verliebte Kranichpaar im Morgenrot gegen das karamellbraun gestrichene Wartezimmer meiner Hausärztin. Plötzlich sitze ich wieder dort, zerquetsche vor Nervosität die zusammengerollte Zeitschrift und spüre die missbilligenden Blicke der anderen Patienten auf mir. Ich wusste es, ich war mir sicher, noch bevor ich es von der Ärztin persönlich hörte.

Aber jetzt sitze ich hier bei Stephan und habe nur ein einziges Augenpaar auf mir, nämlich sein besorgtes.

„HIV-positiv. Ich dachte in dem Moment, ein Berg besteigt mich. Ich war platt.“ Meine

Nasenspitze prickelt schon verdächtig, und die karierte Tischdecke schwimmt vor meinen Augen.

„Aber das Tattoo stechen zu lassen war deine Kampfansage, trotzdem weiterzumachen“, führt Stephan meinen Gedankengang zu Ende. „Dich von deiner Traurigkeit zu verabschieden und deinen Lebenswillen zu stärken?“

Genau das hatte ich mit der Tätowierung beabsichtigt. Gelingen ist es mir aber noch nicht – nicht ganz. Sonst würde ich jetzt die Contenance wahren. Ich hatte zuletzt bei der Beerdigung meiner Oma geheult. Nach oben schauen, schnell, zur Kuckucksuhr, die in einigen Minuten schlagen wird. So verteilen sich die Tränen und schwappen nicht sofort runter wie Wasser aus einem übervollen Glas.

Stephan erhebt sich von seinem Stuhl. Im nächsten Moment beugt er sich von hinten über meine Lehne und ich spüre seine Arme, die sich um meine Brust legen.

„Es ist okay. Du darfst es raus lassen.“ Auf einer meiner bebenden Schultern hat er das Kinn abgestützt. Seine Bartstoppeln kratzen dabei über mein Ohrläppchen und ein angenehmer Schauer zieht mir bis zum Steiß. So gut fühlt sich das an, dass ich mich daran gewöhnen könnte, aber....

„Ich habe das blöde Gummi nicht einmal vergessen, sondern mich von einem Fremden einlullen lassen! Soviel Dummheit ist gar nicht mehr zu toppen!“, bricht es aus mir heraus und gleichzeitig ganze Niagarafälle von Tränen.

„Doch“, sagt er, und seine Stimme ist nicht mehr als ein Flüstern. „Von blindem Vertrauen in den Mann, mit dem ich acht Jahre glücklich war. Bis er mir gebeichtet hat, dass er fremdgegangen ist. Natürlich erst lange nachdem er mich schon infiziert hatte.“

„Das ist ja verdammt beschissen! Was denkt man in so einem Moment?“

„Ich wollte die ganze Welt brennen sehen“, sagt er tonlos. „Und leider glaube ich jetzt nicht mehr an die Liebe.“

Das kann ich nur zu gut verstehen. Meine Verstimmung löst sich schon wieder auf; Stephans Wärme saugt sie auf, wie ein Schwamm die Flüssigkeit. Darf ich mich überhaupt von ihm trösten lassen? Ich verstehe einfach nicht, wieso er mich nicht aus seinem Haus wirft. Wenn man mal drüber nachdenkt – vielleicht war der Kerl, der mich angesteckt hat, jemand mit einem ahnungslosen Partner. Wie bei Stephan.

Plötzlich höre ich einen Knall und fahre zusammen. Stephan lässt von mir ab und schaut sich um. Etwas Schwarzes am Fenster zieht meine Aufmerksamkeit auf sich und ist einen Sekundenbruchteil später schon wieder verschwunden.

„Was war das?“

„Keine Ahnung, da ist nichts. Vielleicht Kinder, die eine Schneeballschlacht machen. Diese Brut soll das noch mal wagen!“

„Wissen deine Nachbarn es denn?“, frage ich.

Mir hätte es meiner Mitbewohnerin gegenüber niemals herausrutschen dürfen. Diese aufgeplusterte Schnepfe scheint felsenfest davon überzeugt zu sein, dass sich das Virus durch die Luft überträgt. Denn sie hält sich jetzt nicht mehr im gleichen Raum auf wie ich. Vorbei ihr Hochfrequenzkreischen, die vielen kleinen Gefälligkeiten und ihr nahezu wissenschaftliches Interesse an meiner Sexualität. Manchmal beschlich mich das Gefühl, meine Orientierung wäre das einzige Aufnahmekriterium in die WG gewesen. Ich fühlte mich mehr als Stofftier denn als Mensch. Aber HIV ist nicht 'süüüüß', nicht 'zum knuddln', nicht 'niiiiiedlich'. An meiner Stelle hätte sie sich schon längst abgeknallt, dieser Satz von ihr hat mir den Rest gegeben. Ich muss mir wirklich eine neue WG suchen. Auf Dauer halte ich das nicht aus, vom Stofftier zum

Fußabstreifer.

„Es wissen nur beste Freunde und die Familie. Für die ist es schwierig genug.“ Er setzt sich wieder hin und nimmt sich noch ein Brötchen.

„Stephan, ich wäre gern so stark wie du“, sage ich, die Serviette umklammert, mit der ich die Tränen getrocknet habe. Ich denke an meine Eltern. Die besten Eltern der Welt, die mich mehr als alles andere haben wollten und keine Kosten und Mühen scheuten, ein Kind zu bekommen, wenigstens eines. Die mich liebevoll aufzogen, immer an mich glaubten und niemals ein Problem mit meiner Homosexualität hatten. Ich habe es immer noch nicht fertig gebracht, ihnen von der Infektion zu erzählen. Bald sind es zwei Jahre.

„Wie ich? Wieso wirke ich stark auf dich?“, fragt er. „Trauer ist mein Beruf und nur deswegen komme ich dir professionell vor.“

„Was bist du denn von Beruf?“, frage ich.

„Ich bin Bestatter.“

„...oh...“, kommt es gepresst von mir, die kreativste Antwort die mir je eingefallen ist!

„Da meinte doch tatsächlich mal ein Callboy, sein Beruf und meiner wäre ähnlich“, sagt er und lässt er sein heiseres Lachen verlauten. „Wir würden beide Menschen in die Kiste bringen und dafür Geld nehmen.“

„Was für ein Spaßvogel“, sage ich dazu nur. Callboy? Stephan hat sich tatsächlich schon Callboys geholt? Das hätte ich ihm niemals zugetraut, so konservativ, nahezu altbacken, wie er auf mich wirkt.

„Liebst du denn deinen Beruf?“

„Ja, aber viele haben ein völlig falsches Bild davon... Magst du nichts mehr essen?“

„Nein, ich bin satt.“ Und füge hinzu: „Ich muss auch bald los, ich habe noch zwei Stunden Fahrt vor mir. Wenn ich den Kuckuck gesehen habe, gehe ich ans Auto“, sage ich mit Blick auf den goldenen Minutenzeiger, der nur noch fünf Minuten von der Zwölf entfernt ist. „Ich will ihn nicht so lange warten lassen. Ich hatte geplant, gestern schon anzukommen.“

Er sieht mich ganz durchdringend an. „Wärst du nicht mitgegangen, wenn du das vorher gewusst hättest?“

„Doch“, sage ich ohne Zögern. Denn so wie er mich gestern anschaute, hatte er bereits gewonnen.

„Ich muss das jetzt einfach fragen. Hast du Angst vor dem Tod?“

Wieder höre ich sein pfeifendes Lachen. „Vor dem Tod? Oder vor dem Sterben? Oder vor dem, was danach kommt? Ich würde sagen, nein. Ich habe eher Angst davor, den Sinn des Lebens nicht zu finden, die Antwort auf alles, bevor ich sterbe. Und davor, jemanden zurückzulassen, den ich liebe.“

Was soll ich dazu sagen? Ich bin gegen ihn ein unwissendes Küken, habe zwar den Weisheiten meiner Oma gelauscht aber trösten selbst konnte ich noch nie. Musste ich eigentlich auch noch nie.

Wir verfolgen beide mit, wie sich das Türchen der Kuckucksuhr zur Seite öffnet, der Kuckuck hervorspringt und bei seinem kräftigen Zwitschern seine Flügel hebt. Ich finde es irre witzig. Ich spüre sein Lächeln auf mir und erwidere es.

Ich stehe als Erster auf. „Ich helfe dir aber noch beim Spülen.“

„Das erledigt meine Spülmaschine ziemlich flott“, lehnt er ab.

Wir gehen in den Flur hinaus, da wo seine Fotos hängen. Dort reicht er mir erst meine

Jacke und schlüpft dann in seinen schwarzen Mantel hinein.

Er begleitet mich sogar nach draußen. Ich mache das Gebläse meines Kombis an, hole den Eiskratzer aus dem Handschuhfach und lege los.

„Sieh doch!“, ruft Stephan. Ich hebe den Kopf, sehe ihn über den Rasen laufen, auf ein zappelndes schwarzes Etwas am Boden zu. „Der muss vorhin gegen die Scheibe geknallt sein.“

Ich sehe mir das genauer an, steige über die Mauer auf den schneebedeckten Rasen, was knirschende Geräusche verursacht. Ein Amselmännchen, tiefschwarz mit orangefarbem Schnabel. Der verletzte Vogel will flüchten, flattert mit den Flügeln und wirbelt Schnee auf. Das kann ich ja kaum mit ansehen, es muss ihm sicher sehr wehtun. Ich nehme meinen Schal vom Hals und werfe ihn auf die Amsel. Hab ich dich! Vorsichtig nehme ich ihn an mich. Unter dem Stoff zappelt er wie verrückt und ich spüre sein rasendes Herz.

„Du musst dich um ihn kümmern“, rede ich auf meinen Gastgeber ein, dem ich das Bündel in die Hände drücke, „bis er wieder fliegen kann! In dem Zustand ist er ein Dessert für jede Katze oder Aaskrähe.“

„Wieso nicht der Natur freien Lauf lassen?“, entgegnet er, und unter dem Schal beult sich deutlich der spitze Schnabel aus, wie als würde sein gefiederter Freund protestieren. Wieder mal wird mir bewusst, dass er so anders denkt als ich. Nicht falsch, aber anders. Von Grund auf.

Ich zucke die Achseln. „Weil du der Natur auch nicht freien Lauf lässt. Weil du leben willst... Das liegt jetzt ganz in deiner Hand.“ Im wahrsten Sinne des Wortes.

„Fahr vorsichtig, Stefan“, sind seine Abschiedsworte. Es ist das erste Mal, dass er mich bei meinem Namen nennt.

Ich steige ins Auto ein, schnalle mich an und stelle das Navi ein: Ziel Bayrischer Wald, über die A3. In knapp zwei Stunden bin ich bei Alexander.

Bevor ich den Motor starte, der wie immer mehrere Anläufe braucht, schlüpfe ich der Kälte des Lenkrads wegen in die Lederhandschuhe und nehme ein Apfelbonbon aus der Dose. Mein Autofahrt-Ritual.

Aus der Parklücke manövriere ich mich geschickt raus. Was bleibt, ist eine schwarze Asphalt-Insel inmitten der verschneiten Seitenstraße.

Ich hupe einmal und schaue in den Rückspiegel. Ich sehe einen grauen Himmel, im Schnee einen schwarz gekleideten Mann, der mir mit den Augen hinterher winkt und ein knallgrünes Bündel an sich presst.

Stephan, dies wäre ein Schnapsschuss der ganz besonderen Art! *Tschüss Schwarz-Weiß, hallo Farbe*, würde ich es nennen.

Dann biege ich in die Hauptstraße ein und verliere ihn aus meinem Blick.

Wie würde es denn weitergehen, wenn ich auf der Rückfahrt nach Hause, in drei Wochen, hier wieder Zwischenstopp mache, wie Phönix aus der Asche nach meinem alpinen Abenteuer? Würde ich an der Klingel seines denkmalgeschützten Hauses stehen – Nummer 31, eine Primzahl und zugleich der Mittelwert unseres zusammengerechneten Alters – und er würde gar nicht zuhause sein, weil er just in diesem Moment erst mit Einkaufstüten um die Ecke käme? Würden sich seine Lippen so verstohlen zu einem Lächeln verziehen, wie die Sonne in den Bergen aufgeht?

Würden wir gemeinsam das Abendessen zubereiten, Barschfilet mit Zitrone und Ofenkartoffeln, schwelgend im Duft von Rosmarin und Thymian - mein Lieblingsessen

und vielleicht seines auch; noch eine winzige Gemeinsamkeit. Wo ich doch schon davon ausgegangen war, dass unser kleinstes gemeinsames Vielfaches unsere Krankheit ist. Und der gleiche Vorname.

Erzählen würde ich ihm bei Weißwein von der Klettertour im Detail, und interessiert würde er zuhören. Mir dann eröffnen, dass er vor wenigen Tagen einen Züchter kontaktiert hat, um sich einen Welpen zuzulegen.

Auf dem Teppich vor dem Kamin würden wir uns lieben, bis jede noch so kleine Pore von Schweiß benetzt ist. Und später, wenn ich mich im Bett ganz vertraut an seine Brust kuschele, würde er die vorsichtige Andeutung wagen: Wusstest du, dass man auch in Nürnberg Geowissenschaften studieren kann?

An dieser Stelle breche ich unsere Romanze ab, die ich mir da im Kopf zusammen spinne. Da wird sie auch bleiben: in meinem Kopf!

Der Wald rast an mir vorbei und da vorne ist schon das Schild, das die Autobahn ankündigt. Jede Sekunde trägt mich weiter fort von ihm und diesem bayrischen Schnarchkaff und ich gebe ein bisschen mehr Gas.

Ich glaube, er weiß auch, dass es kein Wiedersehen geben wird. Carl-Stephan. Der nicht mehr an die Liebe glaubt. Dessen größte Angst es ist, jemanden zurückzulassen, den er liebt, wenn er geht. Der Mann, in dessen Armen ich für einen Moment dieses seltsame Gefühl hatte, vollständig zu sein.

Irgendetwas hat er mit mir angestellt, weil es mir jetzt schon wahnsinnig fehlt, sein Blick auf mir und sein Lachen, das klingt wie ein uralter Teekessel. Ich presse die Lippen aufeinander.

Die Liebe – hat sie mich mit ihren Klauen gepackt? Das macht mir Angst, heute genauso wie mit fünfzehn. *Was ist Liebe? Der Sieg über die Vernunft, mein Schatz.*

Früher wusste ich nicht, wie meine Oma dies meinte. Jetzt schon. Als ob ich nicht schon unvernünftig genug gewesen war! Und außerdem wirkt das mit uns viel zu konstruiert, zu schön um wahr zu sein. Wie einer von Omas Filmen!

Ich drehe das Radio auf, um mich auf andere Gedanken zu bringen. Vor allem aber um den Ohrwurm von Stephans Schmusesänger loszuwerden, der wie ein Geier seine Kreise in meinem Kopf zieht.

Beim neuen Hit von Adele konzentriere ich mich auf die bevorstehende Tour. Die klare Luft dort oben, vierzehnhundert Meter über dem Meeresspiegel, die meine Lungen mit Leben erfüllen wird. Und mein Herz mit dem Mut, meinen Eltern gegenüber bald mit der Wahrheit herauszurücken.